



# Weit mehr als Angebot und Nachfrage

Ethische Werte und wirtschaftliches Handeln

**Gastvortrag von Erzbischof Dr. Robert Zollitsch**

**beim Neujahrsempfang der IHK Karlsruhe**

**am 11. Januar 2010**

**Weinbrennersaal der Stadthalle Karlsruhe**

Gleich von welcher Himmelsrichtung aus man hierher nach Karlsruhe kommt, meist sticht einem an den Stadtgrenzen das Schild in die Augen: „Karlsruhe – viel vor. viel dahinter“. Wenige Worte, die hängen bleiben. Prägnante Formulierungen, die auch zum Nachdenken anregen. Und zugleich kurze Beschreibungen, die so manche Fragen anstoßen: Was hat Karlsruhe vor? Welche Projekte und Entscheidungen stehen an? Was steckt an Geschichte dahinter? Welche Erfahrungen verbergen sich hinter den Gebäuden und Menschen dieser Stadt? – Fragen, die nicht nur die Verantwortungsträger dieser Stadt stellen.

„Viel vor. viel dahinter“ – Diese wenigen Worte können uns auch zu Beginn des neuen Jahres nachdenklich machen, ja beim Start ins neue Jahr begleiten. Wir blicken zurück und schauen nach vorne. Gerade am Übergang vom alten zum neuen Jahr ist eine Standortbestimmung angesagt. So möchte ich auch an den Rück- und Ausblicken meiner beiden Vorredner, von Ihnen, Herr Präsident Bechtold und Herr Schöppner, anknüpfen. Ebenso an einem Kommentar, der am Silvestertag hier in den Badischen Neuesten Nachrichten zu lesen war. Darin heißt es: *„Die Wirtschaft hat sich, abgesehen von erheblichen Havarieschäden, recht standhaft durch die Talsohle gekämpft. Man darf hinzufügen: dank riesiger staatlicher Neuverschuldung, dank Bankenrettungspaket, dank konjunkturprogrammatrischer Impulse wie der Abwrackprämie, dank Kurzarbeit. Wie es 2010 weitergeht, bleibt abzuwarten. Denn 2009 war lediglich ein Jahr der ersten Antworten. Die Folgen der Durststrecke dürften sehr viel tiefer in die Zukunft reichen. Der Terminus Krise ist deswegen mit einem anderen Wort richtiger übersetzt: mit anhaltender globaler Herausforderung.“* Soweit der Kommentar. Wir stehen in der Tat vor großen globalen Herausforderungen: Klimawandel, Hunger und Armut, Migration, Terrorismus und kriegerische Auseinandersetzungen prägen nach wie vor das Gesicht unserer Erde. Insgesamt ist die Menschheitsfamilie im vergangenen Jahrhundert enger

zusammengerückt. Manche sprechen gar vom „globalen Dorf“. Doch diese Entwicklung löst ganz unterschiedliche Gefühle aus: Von Euphorie über die neuen Möglichkeiten bis Angst vor einer immer unübersichtlicheren Welt.

Es lohnt sich ein kurzer Blick in die Geschichte. Denn wer viel vor hat, muss hinter die Dinge schauen, um nicht voreilig Entscheidungen zu fällen und falsche Schlüsse zu ziehen. Dabei fällt auf: Das Phänomen länderübergreifender Handelsbeziehungen ist nicht neu. Bereits im Altertum gab es zwischen den verschiedenen Völkern immer auch Handel und Gütertausch. Auf Handelswegen wurden Güter von China durch Zentralasien nach Westen, bis hin zum Mittelmeer transportiert. Doch, und hier liegt ein entscheidender Unterschied, damals dauerte eine Karawanenreise oft mehrere Jahre. Und das, was wir heute einen kurzen Abstecher nennen, etwa für wenige Stunden von Freiburg nach Karlsruhe zu kommen, wäre in vergangenen Jahrhunderten nicht oder zumindest nur mit enormem Aufwand möglich gewesen. Oder als etwa die Eisenbahn erfunden worden war, haben einige Mediziner prognostiziert, der menschliche Körper halte eine solche Geschwindigkeit nicht aus. Mittlerweile fahren wir nicht nur in Hochgeschwindigkeitszügen. Heute sehen wir uns insgesamt einer Entwicklung gegenüber, die von enormer Dynamik und hoher Geschwindigkeit geprägt ist: Niemand kann sich den Auswirkungen der Globalisierung entziehen. Das erleben wir besonders und ganz konkret in Großstädten. Neben Kirchen stehen Moscheen; neben der Fastenzeit praktizieren Menschen den Ramadan. Gasthäuser oder Gemüseläden wechseln ihre Besitzer und tragen plötzlich ausländische Namen. Auch hier in Karlsruhe können wir die kulinarischen Genüsse aus vielen Ländern der Erde genießen. Global und plural. Einheit und Vielfalt kennzeichnen unsere Welt. Was heute in Deutschland in einem Unternehmen entschieden wird, kann morgen Konsequenzen bis in den letzten Winkel der Erde haben. Dabei dürfen wir nicht übersehen: Die einzelnen Staaten haben selbst immer weniger Einfluss auf diese Zusammenhänge. Die nationalen Handlungs- und Gestaltungsspielräume verringern sich rapide. Ja, man muss feststellen: Heute steht nicht nur die Wirtschaft, sondern es stehen auch die einzelnen Staaten und ganze Gesellschaften mit ihren ordnungspolitischen Konzeptionen und Standortfaktoren im Wettbewerb: Bildungs-, Steuer- und Sozialsysteme, wirtschafts- und gesellschaftspolitisches Klima, Währungs- und Wettbewerbspolitik sind entscheidende Standortfaktoren. Doch schon zu früheren Zeiten waren ähnliche Phänomene zu beobachten. Erinnern wir uns etwa an die Zeit unmittelbar nach der Stadtgründung Karlsruhes. Die Markgrafschaft Baden-Durlach konnte damals schon vom Transithandel zwischen Frankfurt und Basel profitieren. Diese verkehrsgünstige Lage wollte Markgraf Karl Wilhelm für sich nutzen, indem er die Zölle drastisch erhöhte. Doch sein Bestreben scheiterte: Denn der Nord-Süd-Verkehr suchte andere Wege und wich auf die linke Rheinseite aus. Die Folge: Der Markgraf sah sich gezwungen, in einer neuen Zollordnung wieder zu niedrigeren Zollsätzen zurückzukehren.<sup>1</sup> Ein kleines, aber anschauliches Beispiel, dass jede und jeder einzelne durch sein eigenes Verhalten eben doch Einfluss nehmen kann auf die Entwicklungen in Staat und Gesellschaft.

Gerade deshalb ist es mir ein großes Anliegen, immer wieder auch auf die Chancen und Möglichkeiten der Globalisierung aufmerksam zu machen. Selbst wenn es weiterhin viele

---

<sup>1</sup> Karlsruhe. Die Stadtgeschichte, 1998, S. 89.

Aufgaben zu bewältigen gibt, dürfen wir nicht übersehen: in den zurückliegenden Jahren ist die Kindersterblichkeit in den meisten Entwicklungsländern deutlich zurückgegangen, und die Lebenserwartung hat sich um Jahre erhöht. Niemals zuvor hat ein so großer Teil der Weltbevölkerung so große Zuwächse an Lebensstandard genossen wie in den vergangenen zwanzig, dreißig Jahren. Allein in China haben sich seit 1980 fast eine halbe Milliarde Menschen aus krasser Armut herausgearbeitet. Die Kinderarbeit geht zurück. Der Anteil der Menschen an der Weltbevölkerung, die nicht lesen und schreiben können, ist deutlich gesunken. Frauen haben einen spürbar besseren Zugang zu Bildung. Kein Staat kann mehr die Menschenrechte einfach ignorieren, auch wenn sie leider längst nicht überall verwirklicht sind. Schwerste Menschenrechtsverletzungen werden zunehmend von internationalen Gerichten geahndet. Selbst wenn noch unendlich viel zu tun bleibt – unter dem Strich hat die Globalisierung in den ärmeren Ländern Fortschritte bewirkt.

Bei dieser Bilanz sollen die Befürchtungen und Ängste nicht schöngeredet oder gar ausgeblendet werden. Aus zahlreichen Gesprächen und persönlichen Begegnungen sind mir die verschiedenen Ängste und tiefen Verunsicherungen vertraut. Viele haben Sorge um ihre Zukunft, ihren Arbeitsplatz, Sorge, den Anforderungen in einer sich schnell verändernden Arbeitswelt nicht mehr gerecht zu werden, sich ein bestimmtes Wohlstandsniveau nicht mehr leisten zu können oder gar im Alter „arm“ zu sein. Menschen sind besorgt um ihre Zukunft, die Zukunft ihrer Familien, ihres Betriebes und um die Zukunft unseres Landes. Viele fragen sich: Was gibt in all dem Wandel noch Halt und Orientierung? Auf wen ist bei all dem Wechsel noch Verlass, wem kann ich vertrauen?

In seinem Buch "Deutsche Zustände" schreibt der Schriftsteller Günter de Bruyn: *"Den Demokratien drohen die gemeinsamen Ideale und Leitlinien abhanden zu kommen, die auch für pluralistische Staaten notwendig sind. Bemühung darum ist wenig zu spüren. Die Parteiprogramme werden in Grundsatzfragen blasser und leerer. Laut artikulieren sich Gruppeninteressen, während die Gesamtheit kaum eine Lobby findet. Die politischen Freiheiten laufen Gefahr, sich durch Missachtung ihrer ethischen Grenzen selbst zu zersetzen. Man missachtet den Grundsatz, dass die Freiheit des Einzelnen an der Grenze der Freiheit des Nächsten endet, dass die ökonomische Antriebskraft Egoismus notwendigerweise im Gemeinsinn Ergänzung braucht. Die Übereinstimmung in Bezug auf gültige Werte wird immer geringer."* Soweit Günter de Bruyn. Er hat zweifellos recht, wenn er nüchtern festhält: *„Die Übereinstimmung in Bezug auf gültige Werte, wird immer geringer“.*

Insofern ist es interessant festzustellen, dass gerade im Kontext der Finanzmarktkrise ein Schlüsselwort auftaucht, mit dem man zunächst gar nicht rechnet und für das uns Herr Klaus-Peter Schöppner vorhin neu sensibel gemacht hat. Wo sonst nur über Aktienkurse, Zinssätze, Renditen und Zinsgewinne geredet wurde, spricht man heute von Vertrauen. Weil eine Bank der anderen nicht traut, nicht glaubt – lateinisch: non credit – gibt sie ihr keinen Kredit mehr. Wir leben davon – ob in Ehe und Familie, ob in Beruf oder im Verein, ob in der Politik, in der Wirtschaft, in den Medien oder der Wissenschaft –, dass der eine dem anderen vertraut, dass wir einander vertrauen.

[Das World Economic Forum hat bereits zu Beginn des Jahres 2006 eine Umfrage über die Einschätzung von Politikern und Wirtschaftsführern weltweit veröffentlicht. Danach halten

69 Prozent in Deutschland ihre Politiker für unehrlich. Die Unternehmensführer kommen etwas besser weg. Aber zufrieden können sie mit den Resultaten ebenfalls nicht sein.<sup>2]</sup> Die Folgen der Verdunstung an Vertrauen sind gefährlich. Entweder kommt es zu Resignation und innerer Emigration: Wir alle wissen um die „Verdrossenheit“ vieler. Oder Menschen werden anfällig für naive schwarz-weiß Malerei und Fundamentalismus. So wächst aus Misstrauen gegenüber Verantwortungsträgern ein Misstrauen in einem viel weiteren Sinn: gegen ein ganzes System, gegen Institutionen und auch gegen unsere soziale marktwirtschaftliche Ordnung.

Heute ist überdeutlich: Das Gesetz von Angebot und Nachfrage allein garantiert noch nicht die Werte, von denen wir leben. Wir dürfen es uns bei der Suche nach Antworten nicht zu einfach machen. Die Zusammenhänge sind zu komplex, die Vernetzungen in einer globalisierten Welt zu vielfältig, um schnelle Lösungen zu finden. Ich möchte Sie einladen, hinter die Dinge zu schauen, nach tieferliegenden Gründen zu suchen für den Vertrauensschwund in unserer Gesellschaft.

Ein Grund scheint mir der Trend zu mehr Größe und Anonymität zu sein. Dem Chef eines mittelständischen Unternehmens oder familiengeführten Betriebs, die ja das Rückgrat unserer Wirtschaft hier im Südwesten bilden, kann man vertrauen: weil man ihn kennt, weil man ihn in verschiedenen Situationen, auch außerberuflich, erlebt. Man vertraut einander, weil vieles auch auf Handschlag und auf Unausgesprochenem beruht. Dem Filialleiter der Bank auf dem Dorf vertraut man, weil es Nähe gibt. Ähnliches gilt auch für die Politik. Menschen müssen ihre politischen Repräsentanten persönlich erleben. Hier liegt offenbar auch einer der Gründe für die Skepsis gegenüber „Brüssel“, wie wir im Volksmund sagen. Europäische Politik ist für viele noch weiter entfernt, als dies bereits für die Bundespolitik gilt.

Vertrauen im eigentlichen Sinn hat durchaus mit Überschaubarkeit und Nähe zu tun. Viele kennen als Angestellte, als Mitarbeiter eines großen Unternehmens meist kaum noch ihren obersten Chef – und vielleicht die darunter liegende Führungsebene auch nur wenig. Man kennt angesichts der Vielfalt und Weitläufigkeit der Beziehungen auch die Lieferanten und die Kunden des Unternehmens, in dem man arbeitet, oft nicht mehr. So kommt sich mancher eher wie ein auswechselbares Rädchen im großen Getriebe vor. Wem gilt da schließlich das Vertrauen? Der Person, mit der man zu tun hat, oder der Institution, die dahinter steht?

Ein weiterer Grund für den Vertrauensverlust scheint mir im Phänomen der enormen Beschleunigung zu liegen, im raschen Wandel und der Kurzfristigkeit im Denken. Wer erlebt im Alltag nicht, was die Gruppe Silbermond in ihrem Lied „Irgendwas bleibt“ besingt? Vielleicht war es auch deshalb über Wochen auf dem ersten Platz der Charts, weil es das Lebensgefühl so vieler trifft, wenn es heißt: *„Diese Welt ist schnell und hat verlernt, beständig zu sein. Gib mir ein kleines bisschen Sicherheit, in einer Welt, in der nichts mehr sicher scheint. Gibt mir in dieser schnellen Zeit irgendwas, das bleibt“*. Vertrauen hat genau damit viel zu tun: mit Stabilität und Kontinuität. Die Erfahrung, dass Menschen verlässlich sind, schafft Vertrauen. Wir gehen davon aus, dass sie es auch in Zukunft so halten werden. Deshalb braucht Vertrauen Zeit. Wir vertrauen zwar gelegentlich einer

---

<sup>2</sup> Titel der Studie „Voice of the people“. Detaillierte Angaben unter: [www.gallup-international.de](http://www.gallup-international.de).

Person auch ohne dass wir Erfahrungen mit ihr haben – einfach auf Grund ihrer Ausstrahlung, der Empfehlung von Freunden, der Zugehörigkeit zur Familie bzw. zu einer Gruppe. Aber auch das alles hat viel mit Stabilität zu tun. Das Ausmaß und Tempo an Veränderung, das wir in allen Gebieten erleben, ist historisch einzigartig. Es überfordert viele, fördert Misstrauen, verstärkt aber zugleich auch die Nachfrage nach Vertrauen, nach einem Anker in einer unübersichtlichen und unsicheren Welt. Ständig Unsicherheit, neue Chefs, ständige Reorganisationen, ständige Gesetzesrevisionen sind die Quelle für Misstrauen.

Wie sollen wir in unserer demokratisch-marktwirtschaftlichen Ordnung auf den Vertrauensschwund reagieren? Wie könnte das Vertrauen wieder zurückgewonnen werden? Die alte Weisheit „Vertrauen kann man nicht fordern, Vertrauen wird einem geschenkt“ mahnt zur Bescheidenheit. Vertrauen ist weitgehend der politischen Plan- und Machbarkeit entzogen. Und doch ist Vertrauen geradezu das Grundkapital der Marktwirtschaft: eine lebenswichtige Ressource unseres Leben und Zusammenlebens.

Wo lernen wir Vertrauen zu schenken? Wo wird uns selbst Vertrauen geschenkt? Wo lernen Kinder und Jugendliche Tugenden und Werte – jenseits von Angebot und Nachfrage? Wir spüren schnell, wie hier das Thema Familie und Bildung ins Zentrum rückt. Es ist eben nicht gleichgültig, ob immer mehr Ehen glücklos verlaufen und scheitern, ob Familien zerbrechen und Kinder zum Spielball zerstrittener Eltern werden. Es macht einen Unterschied, ob Kindergärten, Schulen und Ausbildungsstätten ausschließlich Wert legen auf Fachwissen oder ob sie auch Wertvorstellungen und Tugenden vermitteln. Sie, werter Herr Präsident Bechtold, haben dieses Thema bereits in Ihrer Rede angesprochen.

Mit den brutalen Übergriffen und tragischen Gewaltausbrüchen Jugendlicher, die 2009 für Schlagzeilen sorgten, ist das Thema Jugendkriminalität wieder neu ins öffentliche Bewusstsein gerückt. Es muss uns aufschrecken, wenn ein mutiger Bürger, weil er Zivilcourage zeigt, selbst von Jugendlichen zusammengeschlagen wird und sein Engagement mit dem eigenen Leben bezahlt. Es schockiert, wenn randalierende Teenager auf Schulhöfen Kinder angreifen, brutal einschüchtern und ausrauben und ihre Gewalttaten sogar noch stolz mit dem Handy filmen. Diese wenigen Beispiele stehen nicht nur für ein weit größeres Maß an alltäglicher Gewalt, die nicht an die große Öffentlichkeit gelangt. Sie werfen vor allem die grundlegende Frage auf: Was können wir tun? Bei aller Diskussion um angemessene Strafen und juristische Möglichkeiten ist es entscheidend, nach den Wurzeln des Übels zu suchen. Und Lösungen zu fördern, die vorbeugen und Heranwachsende gar nicht erst kriminell werden lassen.

Ein Kommentar in der Zeitschrift „*Christ in der Gegenwart*“ macht auf ein Paradoxon aufmerksam, das es wert ist, näher bedacht zu werden. „*Einerseits*“, so ist dort zu lesen, „*wird seit der Neuzeit die Autonomie und Freiheit des Subjekts betont. Wenn etwas schief läuft, versucht man andererseits jedoch, das heroische Individuum kleinzureden und seine Verantwortung zu minimieren: Dann sind seine Triebe schuld, die Gene, die Milieus, die geheimen Verführer Werbung und Konsum. ... Oder der arme Mensch ist nichts anderes als das willenlose Objekt seines Hirns, das ihn steuert, für ihn denkt und fühlt, wofür er aber selbst nichts kann. Am Ende ist Mord eine Krankheit, die wie ein Schicksal über einen hereinbricht. All diese Erklärungsmechanismen haben jedoch Schönheitsfehler:*

zum Beispiel, dass viele genauso benachteiligte Menschen trotzdem anständig leben. Außerdem hat dasselbe Gehirn im Laufe seiner Evolution gelernt, im Gegensatz zum Tier zwischen Gut und Böse zu unterscheiden.“ Soweit der Kommentar.

Aggression und Gewalt sind eben keine unschuldigen Triebe, die ausgelebt und befriedigt werden müssen. Zudem sind Aggression und Gewalt oftmals nicht in erster Linie Aktion, sondern Re-Aktion; Auflehnung gegen zerstörte menschliche Beziehung und Reaktion auf soziale Ausgrenzung. Wo immer mehr Familien auseinanderbrechen, Ehen reduziert werden zu Partnerschaften auf Widerruf, da fehlt der stabilisierende Rahmen; da mangelt es an Menschen, die zuhören statt zu verurteilen; da schwinden stabile menschliche Beziehungen, die in guten wie in schlechten Zeiten tragen und Halt geben. Man kann es drehen und wenden wie man will: Im Kern geht es immer wieder um die Frage nach der Wertschätzung und Förderung von Ehe und Familie als Keimzelle einer friedlichen Gesellschaft. Und zugleich geht es darum, welche Werte in den Familien und der Erziehung geschätzt, gelebt, vermittelt und weitergegeben werden. Es braucht eine altersgerechte Einübung in Eigenverantwortung und sozialem Verhalten – von Kindesbeinen an. Wir dürfen in einer unübersichtlicher werdenden Welt Heranwachsende nicht mit sich selbst allein oder die Erziehung dem Einfluss der Medien überlassen. Hier sind wir heute in Politik, Kirche und Gesellschaft neu herausgefordert: Es geht ums Ganze. Kinder und Jugendliche brauchen vor allem ein verlässliches Netz tragender menschlicher Beziehung und wertgestützter Erziehung. Oder – um es mit einem Vers Wilhelm Buschs zu sagen: *„Tugend will ermuntert sein, Bosheit kann man schon allein“*. Dies ist eine alte Erfahrung. Dies bestätigt auch Karl Gustav Fecht. Er beschreibt in seinem Buch *Geschichte der Haupt- und Residenzstadt Karlsruhe* die Situation, die in Folge der Zunftfreiheit Anfang des 18. Jahrhunderts entstand, wie folgt: *„Schon bald erhoben sich allenthalben Klagen über die schlechte Beschaffenheit der notwendigsten Lebensbedürfnisse. Die Wirte zapften schlechten, sauren gefälschten Wein, die Metzger lieferten zähes, übelriechendes, halbfauls, bei Nacht eingeschmuggeltes Fleisch, die Bäcker zu kleines und schwarzes Brot, die Nahrungsmittel waren überall besser und wohlfeiler als hier.“*<sup>3</sup> Schon damals wurde deutlich: Es braucht Leitplanken und Rahmenbedingungen für unser Leben und Zusammenleben. Vor allem aber braucht es Vorbilder statt Vorschriften.

Umso dankbarer bin ich für das Kooperationsprojekt der IHK Karlsruhe „Wirtschaft macht Schule“. Präsident Bechtold hat darüber gesprochen. Hier kommt zusammen, was zusammen gehört: Theorie und Praxis, Ausbildung und Erfahrung. Ich meine, diese Kooperation wird bestens ergänzt durch unser verstärktes Engagement als katholische Kirche in der Schulpastoral. Damit steht Bildung auf der verlässlichen Standbeinen: Werte – Wissen – Praxis. Ich möchte Sie alle, werte Damen und Herren, verehrte Zuhörer, auch ermutigen in Ihrem je eigenen Aufgabenbereich immer wieder auch benachteiligten Jugendlichen eine Chance zu bieten. Darauf weist Erzbischof Reinhard Marx in seinem lesenswerten Buch *„Das Kapital. Plädoyer für den Menschen“* hin, wenn er schreibt: *„Bildung ist ein ‚Grundnahrungsmittel‘. Und das in mehrfacher Hinsicht [...] 1. Sie dient der individuellen Entfaltung, um zu den Menschen zu werden, die wir letztlich sein wollen und die wir von Gott her sein können und sollen. 2. Sie dient der religiösen Entfaltung. Der Mensch steht als Geschöpf Gottes vor der Herausforderung, sein Leben aktiv und*

---

<sup>3</sup> Karlsruhe. Die Stadtgeschichte, 1998, S. 94.

verantwortlich zu gestalten [...]3. Bildung dient der sozialen Entfaltung: Wir bilden uns ja nicht selbst, sondern wir brauchen ein Gegenüber, um Bildung zu erlangen. 4. Und sie dient auch der ökonomischen Entfaltung des Einzelnen wie der Gesellschaft.“<sup>4</sup> Nicht immer geben Zeugnisnoten das Potential und die Fähigkeiten wieder, die in jungen Menschen stecken. Wir alle tragen hier eine hohe Verantwortung.

Wir alle sind wichtige Botschafter der Demokratie und der sozialen Marktwirtschaft. Es geht um die Art und Weise, wie wir uns einbringen und engagieren, wie wir mit Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, mit Kolleginnen und Kollegen umgehen, wie wir Entscheidungen – ob in Politik oder Wirtschaft – treffen und kommunizieren. Das alles hat zentrale Auswirkungen auf die Atmosphäre in unserem Land und die Zufriedenheit der Menschen. Über Werte wird viel gesprochen. Das ist gut so. Aber sie lassen sich eben nicht herbeidiskutieren und schon gar nicht verordnen. Wir brauchen mit Blick auf ethische Werte das „Rad nicht neu zu erfinden“. Es braucht keine Neuorientierung insgesamt, sondern vielmehr eine Besinnung und Vergewisserung auf tragende Werte und bewährte Verhaltensnormen. Allein die Einhaltung der alten bekannten goldenen Regel: „Was du nicht willst, das man dir tut, das füg auch keinem anderen zu“ oder positiv formuliert: Handle so, wie du auch vom anderen behandelt werden möchtest, die Einhaltung dieses grundlegenden Gebotes würde bereits viel in unserer momentanen Gesellschaft verändern.

Nicht ohne Grund schreibt deshalb bereits Benedikt von Nursia, der Ordensvater und Patron Europas, vor mehr als 1500 Jahren in seiner Regel: „Der Abt zeigt eher durch Taten (*factis*) als mit Worten, was gut ist und heilig“ (RB 2.12). Ja, es braucht heute Frauen und Männer, die mehr mit Taten als mit Worten zeigen, was gut ist. Frauen und Männer, die Werte in Freizeit und Beruf, in Familie und Unternehmen authentisch leben und glaubhaft umsetzen – und dies tagtäglich. So wenig wir auf Vorrat atmen können, so wenig ist es möglich, ethische Werte auf Vorrat anzulegen. Wenn wir im vergangenen Jahr dankbar auf 60 Jahre Grundgesetz zurückblicken durften, dann gilt gerade auch hier: „Viel vor. Viel dahinter.“ Die freiheitliche Idee und das Menschenbild des Grundgesetzes erhalten sich nicht von selbst. Es braucht uns, die Bürgerinnen und Bürger, die ihre Freiheit in Verantwortung wahrnehmen und die geistigen Grundlagen seiner fundamentalen Werte teilen. Unsere Gesellschaft lebt vom Sauerstoff der Werte und Tugenden; sie atmet die Luft der Gerechtigkeit und Solidarität, der Redlichkeit und Nächstenliebe. Wie viel geschieht tagtäglich an ehrenamtlichem Engagement, ohne dass es in der breiten Öffentlichkeit wahrgenommen wird. Mit den ethischen Werten geht es uns oft wie mit unserer Gesundheit: erst wenn sie angeschlagen ist, spüren wir, was uns fehlt. Was nützt materieller Reichtum, wenn wir gleichzeitig zwischenmenschlich verarmen? Was nützt eine berufliche Karriere, wenn dadurch Familien zerbrechen und Ehen scheitern? Markt braucht Moral, unser Leben und Zusammenleben braucht ein tragendes Wertefundament.

In einem Text des geistlichen Schriftstellers Heinrich Spaemann heißt es: „Was wir im Auge haben, das prägt uns, dahinein werden wir verwandelt. Und wir kommen, wohin wir schauen.“ – .... „Wir kommen, wohin wir schauen“ – ich meine dahinter steckt die tiefe Erfahrung, dass wir immer wieder in Gefahr sind, unsere Welt und Umwelt eindimensional

---

<sup>4</sup> Erzbischof Reinhard Marx: Das Kapital. Ein Plädoyer für den Menschen, München 2008, 206.

wahr zu nehmen – also wichtige Aspekte aus dem Blick zu verlieren und uns zu stark von einseitigen Stimmungsmachern prägen lassen.

Umso mehr bin ich der IHK Karlsruhe und ihren Verantwortlichen dankbar, dass wir uns heute beim Neujahrsempfang fragen: Wohin lenken wir unseren Blick? Wohin wollen wir als Wirtschaft und Gesellschaft kommen? Es geht zweifellos um den rechten Weg hin zu einer menschlichen Wirtschaftsordnung und lebenswerten Gesellschaft. Gerne bin ich heute hierher gekommen in die Residenzstadt, in die Bundeshauptstadt des Rechts, in die Technologie-Region Karlsruhe, um mit Ihnen, werte Gäste darüber ins Gespräch zu kommen. Als Erzbischof von Freiburg und Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz will ich deutlich machen, dass auch wir als Kirche den Fragen der Gegenwart nicht ausweichen. Es geht uns um den Menschen: um eine lebenswerte Gesellschaft, eine einladende Zukunft. Die erste Sozialenzyklika von Papst Benedikt wurde deshalb mit großer Spannung erwartet. Was, so fragte man, wird das Oberhaupt der katholischen Kirche sagen – angesichts einer immer enger verflochtenen globalen Ökonomie und der aktuellen Finanz- und Wirtschaftskrise? Wie wird der Papst über die tiefe soziale Spaltung der Welt sprechen, in der mehr als einer Milliarde Menschen das Nötigste zum Leben fehlt? Was ist seine Botschaft angesichts des rasanten Verbrauchs von Rohstoffen, wachsender Umweltschäden und eines Klimawandels, der schon in den kommenden Jahrzehnten die Lebenschancen unzähliger Menschen in der ganzen Welt bedrohen könnte?

Viele dieser Fragen werden in der Enzyklika „Caritas in Veritate“, die am 7. Juli 2009 veröffentlicht wurde, aufgegriffen. Aber Papst Benedikt ist nicht der Versuchung erlegen, ein Rezeptbuch zur Lösung der Weltprobleme zu schreiben. Die Kompetenz der Kirche liegt auf anderer Ebene. Das Bemühen des Papstes richtet sich vor allem darauf, die Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums zu deuten. Und: Der Menschheit einen moralischen Kompass in die Hand zu geben, der für die Lösung der Probleme unentbehrlich ist.

Nachdrücklich widerspricht Papst Benedikt der Auffassung, dass die wirtschaftlichen Entwicklungen unabänderlichen Eigengesetzen, allein einer inhärenten Logik folgen. Zweifellos: Es gibt ökonomische Funktionsprinzipien, die man nicht beliebig außer Kraft setzen kann, wenn man gute wirtschaftliche Resultate erreichen will. Es ist aber falsch und letztlich eine Form von Ideologie, die Wirtschaft als einen hermetisch in sich geschlossenen Kosmos zu begreifen: als einen Ort, der einer sittlichen Orientierung des Handelns keinen Raum lässt. Für die Wirtschaft gilt ebenso wie für die Globalisierung, was Papst Benedikt in seiner Enzyklika hervorhebt: *„Trotz einiger ihrer strukturell bedingten Dimensionen, die nicht zu leugnen sind, aber auch nicht verabsolutiert werden dürfen, ist die Globalisierung a priori weder gut noch schlecht. Sie wird das sein, was die Menschen aus ihr machen. Wir dürfen nicht Opfer sein, sondern müssen Gestalter werden, indem wir mit Vernunft vorgehen und uns von der Liebe und von der Wahrheit leiten lassen“* (Nr. 42). Ja, Wirtschaft und Globalisierung sind Menschenwerk. Man kann sie nicht nach der Mode der Saison oder wechselnden Wünschen folgend stets neu erfinden. Aber sie bleiben der Gestaltungsmacht von uns Menschen und damit auch unserem moralischen Wollen unterworfen. Wir dürfen deshalb nicht Opfer, sondern müssen stärker als bisher Gestalter der Globalisierung werden.

Es gibt nur eines: Anpacken und aktiv unsere Gesellschaft mitgestalten. Die Zeit des Umbruchs in eine Zeit des mutigen und engagierten Aufbruchs verwandeln: Wir müssen uns – sowohl in der Kirche als auch in Politik und Wirtschaft, ja in der breiten Gesellschaft – von der realitätsfremden Vorstellung verabschieden: Wenn wir nur an der einen oder anderen „Schraube drehen“, wenn wir nur „hier oder da“ etwas verändern, werde schon wieder alles so werden, wie es einmal war. Kommt bald der wirtschaftliche Aufschwung, wird alles wieder gut. Wer dies glaubt, täuscht sich. Es ist notwendig, unseren Blickwinkel zu ändern. Wir müssen bescheidener werden bei unserem materiellem Wohlstand und anspruchsvoller in ethischen Werten. Wir werden uns einschränken müssen. Dann hat in einer Familie vielleicht nicht mehr jeder sein eigenes Fernsehgerät und statt zum Essen oder Shoppen weiß Gott wohin zu fahren, erkunden wir die oft unbekanntes Schönheiten der Landschaft in der nahen Umgebung.

Es gibt weltweit im Zuge der Globalisierung Gewinner und Verlierer, wobei sich das klassische Schema des Nord-Süd-Konflikts zunehmend auflöst. Einige Entwicklungsländer – vor allem in Asien und Lateinamerika – konnten die neuen Bedingungen nutzen und gesamtgesellschaftliche Wohlstandsgewinne erzielen. In vielen Ländern Afrikas haben sich der Trend zur Abkoppelung vom Weltmarkt jedoch eher noch verstärkt und die Armut verfestigt. Manche afrikanischen Staaten machen die Erfahrung, dass ihre Rolle als Lieferanten von Rohstoffen zwar Reichtum erzeugt, aber große Gruppen der Bevölkerung davon nicht profitieren. Und: Der Kampf um Ressourcen erzeugt Konflikte, die nicht selten sogar gewalttätig ausgetragen werden. Davon konnte ich mich Ende August 2009 bei meiner Reise nach Nigeria und im Gespräch mit Verantwortungsträgern in Kirche, Wirtschaft und Politik vor Ort selbst überzeugen. Hier zeigt sich: In vielen Ländern wächst die soziale Kluft zwischen den gesellschaftlichen Schichten, geht die Schere zwischen Arm und Reich, zwischen Gewinnern und Verlierern zunehmend auseinander – übrigens auch bei uns.

Welche Orientierung können wir Christen in dieser Lage anbieten? Welche Leitgedanken bringen wir in die Debatte ein, wenn es um das Zusammenleben einer enger zusammenrückenden Menschheit geht? Um die Gestaltung der Wirtschaft unter dem Vorzeichen der Globalisierung und um die Suche nach gerechteren Verhältnissen? Der Schlüsselbegriff der Enzyklika „Caritas in Veritate“ heißt „*ganzheitliche Entwicklung*“. Papst Benedikt greift dabei auf ein Konzept zurück, das Papst Paul VI. in seiner Enzyklika „*Populorum progressio*“ aus dem Jahre 1968 geprägt hat.

„Ganzheitliche Entwicklung“: Dieses Leitbild für die Entwicklung der sozialen, wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse ist tief im christlichen Menschenbild verankert. Aber es ist prinzipiell auch jenen zugänglich, die eine andere Religion oder Weltanschauung haben. Wir Christen glauben, dass jeder Mensch nach dem Bild Gottes geschaffen ist. Wir sind als Geschöpf und Mit-Geschöpf auf die Beziehung zu Gott und zu den Mitmenschen hin ausgerichtet. Unser Leben entfaltet sich in diesem Beziehungsreichtum. Entwicklung wird in dieser Perspektive daher als die Entwicklung des ganzen Menschen in all seinen beziehungsrelevanten leiblichen und geistigen Dimensionen begriffen. Eine Entwicklung, die den Menschen auf seine ökonomische Bedeutung reduziert, wird dem christlichen Menschenbild ebenso wenig gerecht wie ein Entwicklungsmodell, das den Besitz von Gütern über die Beziehungsfähigkeit des

Menschen stellt. „Wahre Entwicklung“, so hat es bereits Papst Johannes Paul II. ausgedrückt, „darf nicht in der bloßen Anhäufung von Reichtum und einem wachsenden Angebot von Gütern und Dienstleistungen bestehen, wenn dies nur auf Kosten der Unterentwicklung der Massen und ohne die geschuldete Rücksicht auf die soziale, kulturelle und geistige Dimension des Menschen erreicht wird“.<sup>5</sup>

Es ist bemerkenswert: Jahrelang wurde „weniger Staat“ gefordert. Nun ist in der Krise nahezu einstimmig der Ruf nach dem Staat, nach einer staatlichen Ordnungsfunktion laut geworden. Worum geht es dabei? Geht es nun um mehr Staatstätigkeit? Oder bedarf es nicht vielmehr einer klaren Definition und Auslegung der staatlichen Ordnungsfunktion?

Mit dem Ruf nach dem Staat ist die Erwartung einer besseren und gerechteren Ordnung verknüpft. Das Fehlen funktionsfähiger Finanzmärkte und die Verunsicherung durch die Wirtschaftskrise haben die Idee der Ordnungspolitik belebt. Aufgabe des Staates ist es, die Rahmenbedingungen für die freie Entfaltung des Einzelnen zu setzen. Der weltberühmte indische Ökonom Amartya Sen, dem 1998 der Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften verliehen wurde, weiß wovon er spricht, wenn er in seinem Buch „Ökonomie für den Menschen“ schreibt: „Wirtschaftliche Unfreiheit kann zur Brutstätte für soziale Unfreiheit werden.“<sup>6</sup> Er, der im Kindesalter Hunger und gewalttätige Auseinandersetzungen am eigenen Leib erfahren musste, kennt die Situation: Wer nicht einmal den geringsten finanziellen Spielraum hat, der droht, sozial isoliert zu werden und jeglicher Beteiligung an der Gesellschaft zu entbehren. Arme Menschen leben mittendrin, sie sind aber nicht mit dabei. Armut ist sozialer Sprengstoff. Das spüren wir meist erst, wenn sich Gewalt breit macht und sich Aggression Luft verschafft. Dabei müssen wir uns bewusst machen: Mehr als 2,5 Milliarden Menschen leben von weniger als zwei Dollar am Tag. Deshalb steht außer Frage: Globalisierung ist ein umfassender Prozess. Es geht nicht nur darum, die wirtschaftlichen, sondern auch die humanen und sozialen Lebenschancen und Lebensbedingungen der Menschen weltweit zu verbessern. Es geht darum, für die entscheidenden Werte, von denen wir Menschen leben, einzutreten: Werte wie Solidarität und Gerechtigkeit, wie Verantwortung und Nächstenliebe. Die Globalisierung fordert radikal dazu heraus, die Scheuklappen des Egoismus abzulegen und den Blick auch auf die anderen und aufs Ganze zu richten.

Unternehmerisches Handeln zielt zuerst darauf ab, den Markt mit Gütern und Dienstleistungen zu versorgen. Durch den erhöhten Wettbewerbsdruck müssen sich Unternehmen heute schneller an neue Gegebenheiten am Markt und an veränderte Wettbewerbsbedingungen anpassen, um ihre Position zu behaupten und ihre Zukunftsfähigkeit zu erhalten. Das stellt hohe Anforderungen an alle Beteiligten: Unternehmenslenker, Führungskräfte und Mitarbeiter. Zum anderen gehört es zur ökonomischen Verantwortung unternehmerischen Handelns, Gewinne zu erzielen. Nur unter dieser Voraussetzung kann das Unternehmen bestehen und sich weiterentwickeln; nur so können Arbeitsplätze erhalten und geschaffen werden. Diese Rolle der Unternehmen weiß ich sehr wohl zu würdigen. Es steht außer Frage: Der wirtschaftliche

---

<sup>5</sup> Papst Johannes Paul II., Enzyklika „Sollicitudo rei socialis“, Nr. 9.

<sup>6</sup> Amartya Sen: Ökonomie für den Menschen, Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft, München 2005, 19.

Wettbewerb ist die Grundlage für unseren heutigen breiten Wohlstand, er ist Anreiz zu Kreativität und Innovation. Gewinnorientierung ist nicht nur eine ökonomische, sondern auch eine soziale und damit moralische Pflicht des Unternehmers.

Moderate Gehälter von Führungskräften und verantwortlich reinvestiertes Kapital sind nicht nur Zahlen in der Bilanz. Sie sind Ausdruck einer werteorientierten Unternehmenskultur, einer Kultur, in der Arbeitnehmer und Unternehmensleitung für eine gemeinsame Sache zum Wohl des Unternehmens tätig sind. *„In den vergangenen Jahren“*, so schrieb kürzlich unser Bundesfinanzminister Wolfgang Schäuble in einem Gastbeitrag für das Handelsblatt, *„in den vergangenen Jahren wurde vergessen, dass ökonomisches Handeln kein Selbstzweck ist und keiner werden darf. Am Ende muss es um das Wohlergehen der Menschen gehen.“*<sup>7</sup>

Deshalb plädiere ich für eine Kultur der Wachsamkeit und gegenseitigen Achtung in unseren Betrieben und Unternehmen: Wachsam für die Anliegen und Ideen der Mitarbeiter, aufmerksam für die Verantwortung der Betriebsleitung. Aus meiner zwanzigjährigen Erfahrung als Personalreferent der Erzdiözese Freiburg, in der ich für mehr als 1500 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in Seelsorge und Pastoral unmittelbar Verantwortung trug und für die Fragen der Personalplanung, Personalführung und des Personaleinsatzes zuständig war, weiß ich nur zu gut, wie wichtig und entscheidend die Wertschätzung des Einzelnen ist. Motivation und Identifikation gedeihen dort, wo Menschen spüren: Sie sind gewollt und akzeptiert, sie werden gebraucht, geschätzt und ernst genommen. Kurz und knapp könnte man formulieren: Wertschöpfung durch Wertschätzung! Der Schriftsteller und Unternehmer Ernst-Wilhelm Händler hat in diesem Zusammenhang einen bemerkenswerten Impuls gegeben. *„Die Firmen sorgen dafür“*, so stellt er fest, *„dass sich ihre Mitarbeiter ständig technisch und kaufmännisch weiterbilden. Genauso muss es auch ethische Schulungsprogramme geben, in denen die Ethik-Kodizes nicht nur als Lernmaterial verteilt werden, sondern in deren Rahmen beispielhaft konkrete Situationen durchgespielt werden.“* Bildung, Ausbildung, Weiterbildung, meine Damen und Herren, die ausschließlich Fachwissen vermitteln, greifen zu kurz. Es braucht auch ethische Orientierung, es braucht ein verlässliches ethisches Navigationssystem auf den Schnellstraßen der Globalisierung. Die Gesetze des Marktes allein führen in die Sackgasse oder enden im Kreisverkehr, wo es zwar Bewegung gibt, aber keinen Fortschritt. Es braucht Frauen und Männer, die nicht nur Bilanzen lesen können, sondern auch um die Notwendigkeit sozialer Verantwortung wissen und sie wahrnehmen. Da es mir um weit mehr geht als um schöne Worte und ermutigende Impulse, habe ich im Jahr 2005 in unserem Erzbistum die neue Fachstelle „Kirche und Wirtschaft“ einrichten lassen. Unter dem Leitwort „Mit Werten wirtschaften“ sucht diese Fachstelle unter der Leitung von Frau Mathea Schneider, die heute auch unter uns ist, ganz bewusst den Dialog mit Vertretern der Wirtschaft und will den bereits bestehenden Austausch weiter intensivieren.

„Viel vor. Viel dahinter“ – was das heißt, wussten auch die Wegbereiter der Sozialen Marktwirtschaft. Es braucht ein tragendes und stabiles ethisches Fundament. Und zugleich muss unsere Soziale Marktwirtschaft in einem gewissen Sinn immer auch beweglich und flexibel bleiben: Ändern sich die Rahmenbedingungen, so muss sich die konkrete

---

<sup>7</sup> Wolfgang Schäuble: Globalisierung ohne Regeln können wir uns nicht leisten, in: Handelsblatt vom 30. Dezember 2009, 2-3.

Ausgestaltung der Sozialen Marktwirtschaft ebenfalls ändern. Freiheit, Effizienz und sozialen Ausgleich gilt es immer neu auszuloten; soziale Verantwortung und die Kräfte des Marktes, Eigenverantwortung des Einzelnen und die subsidiäre Unterstützung durch die Gemeinschaft gilt es, in eine gesunde Balance zu bringen. Deshalb kann es in einer Sozialen Marktwirtschaft nie ausschließlich um Gewinnorientierung und Gewinnmaximierung gehen. Sie baut auf eine Form des Wirtschaftens, die – ohne ihre wirtschaftliche Verantwortung aus den Augen zu verlieren – den Einzelnen in seinen Fähigkeiten fordert und zugleich fördert. In diesem Sinn ist auch heute eine Weiterentwicklung des Sozialstaates mit großem Fingerspitzengefühl unumgänglich. Denn wird die soziale Marktwirtschaft einseitig belastet, bricht sie zwangsläufig zusammen. Es kann also auch nicht um einen alles regelnden Wohlfahrtsstaat gehen, sondern es braucht den vernünftigen Ausgleich zwischen tragbarer Eigenverantwortung und solidarischer Verantwortung füreinander – zwischen Rechten und Pflichten

Werte Zuhörer, meine Damen und Herren, die Besinnung auf die ethischen Grundlagen unseres Leben und Zusammenlebens ist keine Utopie und kein weltfernes Postulat. Sie ist für eine menschenwürdige und lebensdienliche Gestaltung unserer Wirtschaft und Gesellschaft von entscheidender Bedeutung. Wir brauchen Solidarität und Gerechtigkeit, national wie global. Ich hoffe und wünsche, dass dieser Blick aufs Ganze auch in Davos gelingen wird. Dort treffen sich vom 27. bis 31. Januar mehr als 2.500 Persönlichkeiten aus Wirtschaft, Politik, Gesellschaft und Kunst zum Jahrestreffen des World Economic Forum (WEF). Es soll dort um das notwendige Umdenken (Rethink), Umgestalten (Redesign) und Umbauen (Rebuild) gehen. Leider ist es mir aus Termingründen nicht möglich, der Einladung, die ich zu diesem Treffen erhielt, zu entsprechen und so mitzudiskutieren und die Sicht der Kirche einzubringen.

Wenn Staatspräsidenten, Regierungschefs, Minister und Spitzenvertreter von internationalen Organisationen (UNO, WTO oder Weltbank) mit Top-Managern und Nobelpreisträgern sowie Professoren großer Universitäten miteinander diskutieren und die Lage der Welt verbessern wollen, darf es nicht nur um Ökonomie, sondern muss es auch um ein globales Bündnis für ethische Werte gehen. Soziale Gerechtigkeit, Beseitigung von Hunger und Armut können Terrorismus und Krieg wirksamer bekämpfen, ja verhindern als jede militärische Aktion.

Dazu braucht es Menschen, die innovative Ideen haben, Unternehmer, die durch Ihr Engagement nicht nur den Gewinn steigern, sondern auch die Zukunft menschenfreundlich gestalten. Politiker, die über den Tag hinaus denken und sich nicht von jeder neuen Umfrage beeinflussen lassen. Menschen, die Neuland betreten, die bei Rückschlägen nicht aufstecken. Verantwortungsträger, die wissen, wie wichtig und wertvoll es ist, sowohl dem Markt als auch der Moral gerecht zu werden. Solche Menschen, bei denen ökonomisches Denken und ethisches Handeln im richtigen Lot sind, brauchen wir in allen Lebensbereichen, aber vor allem auch bei den Verantwortlichen in Wirtschaft und Politik. Es braucht Menschen für die im guten Sinne gilt: „Viel vor. Viel dahinter.“ Menschen, die auf einem verlässlichen Wertefundament die Zukunft gestalten. In diesem Sinn wünsche ich Ihnen allen ein gutes und gesegnetes Jahr 2010. Damit wir handeln und Entscheidungen treffen zum Wohl der Menschen, für die wir Verantwortung tragen.